

Zeitschrift:	Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber:	Hochparterre
Band:	24 (2011)
Heft:	[4]: Möbel & Räume : ein Rundgang durch die Schweizer Wohngeschichte
 Artikel:	Von der Täferstube zum Klappbett : Schweizer Wohnräume und Möbel der letzten 500 Jahre
Autor:	Sonderegger, Christina
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-287100

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von der Täferstube zum Klappbett

Über 500 Jahre. Wie sich Ausstattung, Inhalte und Funktionen verändert haben.

Text: Christina Sonderegger, Fotos: Donat Stuppan,
Schweizerisches Nationalmuseum

In einer der Stuben der Ausstellung empfing im 17. Jahrhundert der Emporkömmling Johannes Waser seine Geschäftspartner, vis-à-vis tafelte die damals wohl reichste Zürcher Familie, und einen Stock tiefer wohnte bis zur Reformation die letzte Äbtissin von Zürich. In anderen Räumen zechten nach getaner Arbeit die Ratssherren, studierte, schlief oder tanzte man. Zehn solche Historische Zimmer, sogenannte «Period Rooms» aus verschiedenen Landesteilen der Schweiz, kann man im Landesmuseum Zürich anschauen. Jedes ist ein Unikat mit individueller Geschichte. Gemeinsam ist ihnen, dass sie 1898 von ihrem ursprünglichen Ort ins Museum transferiert wurden, um schweizerische Handwerkskunst und vorbildhafte Wohnkultur zu zeigen: musealisiertes Wohnen vom 15. bis ins 17. Jahrhundert. Wobei nur die Hüllen, in denen gewohnt wurde, ins Museum kamen. Das dazupassende Mobiliar hat die Jahrhunderte nicht überdauert und wurde von den folgenden Generationen ersetzt. Gerade umgekehrt ist die Situation in der jüngsten Vergangenheit: Im 20. Jahrhundert spielt die Raumhülle gegenüber der Einrichtung eine untergeordnete Rolle. Verputzte oder tapezierte Wände einer Mietwohnung haben keine Aufnahme ins Museum gefunden. Die Möbel hingegen waren greifbar. So stehen sich in der Ausstellung «Möbel & Räume Schweiz» die Inhalte und Hüllen aus verschiedenen Jahrhunderten gegenüber. Ob im Mittelalter oder in der modernen Wohnung, die Bedürfnisse der Menschen ändern sich kaum, während Möbel und Räume stets den neuen Gegebenheiten angepasst werden.

STUBEN ALS HANDELSWARE Wie kam man überhaupt dazu, ganze Räume zu sammeln und sie in einem Museum auszustellen? Räume oder einzelne Bauteile aus einer früheren Zeitepoche in ein Museum zu versetzen ist eine typische Erscheinung des 19. Jahrhunderts. Es ist die Zeit des Historismus, jener stilgeschichtlichen Epoche, die sich mit der Vergangenheit auseinandersetzt. Dabei findet ihre Darstellung nicht nur im Museum statt, sie widerspiegelt sich auch im Bau des Landesmuseums und dessen Innenräumen. Gustav Gull, der Architekt des Museums, baute ganze Zimmer und originale Bauteile früherer Epochen ein. Gemäss der damaligen Ausstellungspraxis waren die Zimmer nicht nur ein Ausstellungsgegenstand, sie dienten auch als

Ein Blick in die Schweizer Stuben

Kulissen für die Präsentation unterschiedlichster Exponate. Die Zimmer erregten Aufsehen und machten das Museum bis über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Noch bevor das Historische Zimmer als Sammlungsobjekt in den europäischen Museen Mode wurde, waren es private Kunstsammler, die sich im 18. Jahrhundert stilistisch passende Räume für ihre Kunstsammlungen errichten liessen. Der Einbau originaler Zimmer in Museen bedeutete in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch die Sicherung eines nationalen Kulturguts, denn Denkmalpflege und Heimatschutz gab es damals noch nicht. Das Landesmuseum leistete dazu einen wichtigen Beitrag und bewahrte einige Interieurs vor dem Verkauf an Private oder ins Ausland. Die Hintergründe oder Motive, weshalb die Zimmer überhaupt verfügbar waren, sind vielfältig: Bauten wurden abgebrochen oder umgenutzt, oder die Besitzer brauchten Geld. In der Stadt Zürich mussten die noch erhaltenen ehemaligen Klosteranlagen dem Bau der städtischen Verwaltungsgebäude weichen, sodass die Täferstuben in den Konventgebäuden vom Abbruch bedroht waren. Vier von ihnen konnten gesichert und ins Landesmuseum überführt werden. Das Interesse an Historischen Zimmern als Sammlungsgut erlangte in den 1880er-Jahren international seinen Höhepunkt und verebbte im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.

INNERSCHWEIZER PRUNK Wer etwas auf sich hält, wohnt standesgemäß. Das galt auch für den Innerschweizer Johannes Waser, dessen Visitenstube im ersten Stock des Landesmuseums eingebaut ist. Waser arbeitete sich aus einfachen Verhältnissen hoch und durchlief eine steile Karriere als Staats- und Geschäftsmann, die er 1576 mit dem Adelstitel krönte. Mitentscheidend für seinen sozialen Aufstieg war auch die Heirat mit der Tochter aus einem bedeutenden Innerschweizer Geschlecht. Seine Frau Margareta Zelger brachte die Rosenburg mit in die Ehe, eines der stattlichsten Gebäude von Stans, das Waser zu einem noch repräsentativeren Palais ausbauen und ausstatten liess. Das heute im Landesmuseum befindliche Zimmer ist eines der beiden Prunkzimmer, in dem Waser Gäste empfing und seinen repräsentativen Pflichten nachkam. Aus Prestigegründen liess er die Stube 1602 bis 1606 mit dem Besten ausstatten, das man damals haben konnte: Decke, Täfer und Einbaubuffet sind komplex konstruiert »

» Schnitzfries mit überraschenden Motiven in der Privatstube der letzten Äbtissin des Fraumünsterklosters in Zürich von 1507.

» Visitenstube aus der Rosenburg Stans mit prunkvollem Buffet und Kachelofen, 1602–1606. Hier empfing Johannes Waser Besucher aus Politik und Wirtschaft.





» und mit reichhaltigem Schnitz- und Intarsienwerk versehen. Das eigentliche Renommierstück bildete aber der Kachelofen. Kacheln, die in italienischer Majolikatechnik bemalt waren, kannte man hierzulande nicht. Höchstwahrscheinlich stammten sie aus Venedig, wo Waser diplomatische Beziehungen pflegte und obendrein eine Glasfabrik besass. Nördlich der Alpen war das der erste Ofen dieser Art, und Waser tat sich mit dieser technischen und künstlerischen Sensation bei seinen Gästen hervor. Unter der beeindruckten Klientel fanden sich denn auch eifrige Nachahmer, die sich ähnliche Öfen einbauen liessen.

MARKT ODER MUSEUM Die Zimmer aus der Rosenburg oder aus dem Palazzo Pestalozzi-Castelvetro in Chiavenna wurden auf dem Kunstmarkt angeboten. Der letzte Besitzer der Rosenburg etwa betrieb in den Täferstuben ein Restaurant und ein Detailhandelsgeschäft. Obwohl er nicht gerade sorgfältig mit den Räumen umging, wusste der gewiefte Geschäftsmann um den Wert der Stube. Er liess sie von einem professionellen Fotografen dokumentieren, damit er sie auf dem Markt anbieten konnte. Der Kunstsammler Heinrich Angst, zukünftiger Direktor des Landesmuseums, erfuhr von diesen Verkaufsabsichten und wandte sich mit einem Kaufgesuch an den Bundesrat. 1887 bewilligte dieser den Kauf zu einem Preis von 18 000 Franken. Zeit genug für Architekt Gustav Gull, die Dimensionen des Rosenburgzimmers in die Planung des Landesmuseums einzubeziehen.

Weniger zügig verliefen die Verhandlungen um das Zimmer aus Chiavenna. Zuerst musste der Kauf eines Zimmers aus Italien für das zukünftige Nationalmuseum gerechtfertigt werden. Der italienische Verkäufer argumentierte geschickt, die Stadt Chiavenna habe doch jahrhundertelang zu Graubündens Einflussgebiet gehört, es handle sich also um «eines der alten Meisterwerke bündnerischer Herkunft». Grund genug für den Bundesrat und die «Eidgenössische Commission für Erhaltung schweizerischer Alterthümer», sich der Sache anzunehmen. Man entschied sich auf Anraten von Heinrich Angst allerdings für ein anderes Zimmer, aber die Argumente zogen auch hier: Chiavenna und das Veltlin waren einst Untertanenland Graubündens, und auch Jahrhunderte später vermochte der Raum, der nunmehr im Ausland lag, die Südschweiz immer noch zu repräsentieren. Dank dem Verhandlungsgeschick von Heinrich Angst konnte der Preis von 16 000 auf 10 000 Franken reduziert werden.

HAUPTSACHE REPRÄSENTATIV In den Renaissance- und Barockzimmern wurde an Formen und Verzierungen nicht gespart, und die stolzen Bauherrschaften liessen aus den schönsten Hölzern prachtvolle Scheinarchitekturen konstruieren, etwa im Alten Seidenhof in Zürich, der der immens reichen Familie der Tuch- und Seidenfabrikanten Werdmüller gehörte. Diese Zimmer

sind Statussymbole, die die Gäste beeindrucken sollten. Wohnlichkeit, im Sinne eines menschlichen Massstabs und ausgewogener Proportionen, scheint in den überladenen Zimmern eher nebensächlich gewesen zu sein.

Als Tanz- und Gesellschaftssaal diente ein Raum, den 1667 ein anderer Zürcher in seinem Anwesen, dem Langen Stadelhof, einrichtete und mit einer Bildergalerie von 54 Porträts ausstattete. Heinrich Lochmann, Oberst in französischen Diensten, war nicht nur in Zürich, sondern auch an den Höfen Europas zu Hause. Die Porträts geben die politische Prominenz des 17. Jahrhunderts und des Dreissigjährigen Krieges wieder. Viele der Dargestellten hat Lochmann persönlich gekannt. Inmitten der gekrönten Häupter und der mythischen Kriegsdarstellungen prangt Lochmanns Familienwappen. Der Bauherr stellt sich selbstbewusst auf dieselbe Stufe mit den bedeutendsten internationalen Persönlichkeiten seiner Zeit.

ÜBERRASCHENDE BILDER Kaum etwas interessiert wohl mehr als der Blick in eine fremde Stube. Das Wohnen ist uns so nahe wie die Kleidung oder das Parfum, das wir benutzen. Auch die Stuben im Landesmuseum wecken die Neugier: Wer hat hier früher einmal gewohnt? Die Lichtführung der Ausstellung erhellt Verborgenes und macht für die Allgemeinheit sichtbar, was ursprünglich nur für die Augen eines ausgewählten Publikums gedacht war.

Das trifft besonders auf die Privatstube der letzten Äbtissin des Fraumünsterklosters zu. Sie hat ihre Stube 1507 mit überraschend weltlichen und gewagten Bildthemen ausschmücken lassen. Die Schnitzbordüren zeigen elegant gekleidete Damen, ein sich umarmendes Liebespaar, eine lüsternen, doppelschwänzige Sirene oder ein nacktes Paar, das sich an einem Feuer wärmt. Bildthemen, die aus der zeitgenössischen Grafik oder den populären Neujahrsblättern bekannt waren. Ganz anderes erzählen die Schnitzereien in den öffentlichen Räumen des Klosters, wo religiöse Gleichnisse oder belehrende Fabeln für die Augen des einfachen Volkes vorgesehen waren. Im Spätmittelalter stammten die Klosterfrauen aus wohlhabenden oder adeligen Familien, und sie pflegten neben ihren klösterlichen Pflichten einen bisweilen sehr weltlichen Lebensstil. Die Äbtissin wusste wohl auch um die Reize ausserhalb der Klostermauern, wie sonst wäre sie auf die Idee gekommen, ihr Privatgemach mit solchen Bildern auszustatten.

HÜLLE UND INHALT Im 20. Jahrhundert verändern sich Lebensraum und Wohnen in der Schweiz so stark wie nie zuvor. Es sind nicht mehr ganze Zimmer, sondern zeittypische Möbel, die in der Ausstellung diese Entwicklung veranschaulichen. Denn im Jahrhundert der Mieter und Mieterinnen ist die gesamthafte Konzeption von Innenräumen – wie sie im Mittelalter und Barock die Regel war – zur Ausnahme geworden. Ist »

<1467 erhält Mellingen diese Ratsstube. Hier wurde nicht nur politisiert, sondern auch gezecht. Typisch für die Gotik sind die flache Decke mit beschnitzten Balken und die einfache Wandvertäfelung mit Deckenleisten.

» Wohnen als Mittel der sozialen Distinktion überhaupt noch gefragt, findet die Selbstdarstellung über die einzelnen Einrichtungsgegenstände statt. Neben anonymen Massenprodukten und lieb gewonnenen Erbstücken sind Antiquitäten, Einzelanfertigungen oder Designikonen die Aus-hängeschilder von heute.

War das Massivholz während Jahrhunderten das wichtigste Material für Räume und Möbel, so ist es in der Moderne zwar immer noch wichtig, doch nur noch als eines von vielen Materialien. Die Industrialisierung hat Nachfrage und Umgang mit Holz grundlegend verändert. Ähnlich ist es der Heizung ergangen. Was einst über den Gebrauchsnutzen hinaus der Stolz seines Besitzers war, ist heute unsichtbar geworden. Die Wahl bestimmter Möbel oder Materialien charakterisiert nicht nur die Bewohnerinnen und Bewohner, sie zeigt auch die veränderten Wohnverhältnisse angesichts der gesellschaftlichen und technischen Umwälzungen auf.

MOBIL – EINST UND HEUTE Mit der Differenzierung der Wohnräume in der frühen Neuzeit verändern sich auch die Möbel. Nicht nur ihre Funktionen und Formen, auch ihre Beziehungen zum Raum haben sich gewandelt. Viele Ausstattungsstücke, die wir heute als «mobil», als beweglich kennen, gehörten einst zum festen Inventar eines Hauses und wechselten mit ihm die Hand. Eingebaute Buffets, Betten und Bänke trugen nicht nur zur Wertsteigerung eines Besitzes, sondern auch wesentlich zur Wirkung des Raumes bei. Mit einem entscheidenden Vorteil: Was fest eingebaut war, überlebte. Vom beweglichen Hausrat hingegen blieben nur die wertvollsten Stücke erhalten, während das einfache Mobiliar zu Brennholz wurde.

Zu den prächtigsten und bedeutendsten Möbeln des Hausrats gehörte das Himmelbett des Ehepaars. Wie ein eigener Raum im Raum beanspruchte es mehr Platz als alle anderen Möbel seiner Zeit, sei es eingebaut oder frei stehend. Oft schließen aus klimatischen oder raumökonomischen Gründen mehr als nur zwei Personen darin. Im 20. Jahrhundert hingegen gehört das Bett höchst selten zu den Renommierstücken eines Haushalts und erfüllt fernab von fremden Blicken seinen simplen Zweck.

Der Tisch und die Truhe gehören zu den ersten beweglichen Möbeln. Die Tafel wird nach dem Essen im wahrsten Sinne des Wortes «aufgehoben», in den Truhen verstaut man den Klein-kram und transportiert ihn, falls einmal nötig, auch darin. Die Bänke und die Sitztruhen stellen einfache, frühe Sitzgelegenheiten dar. Erst der Stuhl erlaubt es ab dem 15. Jahrhundert, neben der individuellen Sitzposition jeweils auch die soziale Hierarchie unter den Sitzenden auszubilden. Aus der Truhe entwickeln sich im 18. Jahrhundert die Schränke und die Kommoden. Nicht nur die besseren Aufbewahrungsmöglichkeiten

für empfindliche Kleidungsstücke verhelfen ihnen zum Durchbruch, sondern auch ihr Repräsentationscharakter.

MULTIFUNKTIONSRAUM STUBE Der Wandel der räumlichen Gliederung des Hauses geht einher mit den sich verändernden Bedeutungen des Wohnens. Solange unter einem Dach gearbeitet, geschlafen und gegessen und zwischen Familienmitgliedern und Arbeitskräften nicht unterschieden wird, ist die Spezifizierung der Räume gering. Alles geschieht in einem multifunktionalen Raum. Mit der Trennung von Arbeit und Freizeit bilden sich in der Neuzeit die Kernfamilie – Eltern mit ihren leiblichen Kindern – und das Wohnen im modernen Sinne heraus. Die Wohnung wird zum Ort des ausserberuflichen Lebens.

Die Separierung von einzelnen Räumen nach ihrer Funktion, allen voran der Küche, erfolgte mit grossen regionalen Unterschieden zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert. Dabei spielte die Nutzung der Küche eine entscheidende Rolle. Ist sie vor allem Wirtschaftsraum, so bildet sich der reine Aufenthaltsraum, die Stube, früher heraus als im Falle einer Wohnküche. Der Differenzierungsprozess trennt nicht nur das Kochen vom Essen, sondern in der Folge auch das Wohnen vom Schlafen. Der Alkoven, das eingebaute Wandbett, stellt den Übergang zur separaten Schlafkammer dar, die sich im 18. Jahrhundert etabliert.

Als Stube bezeichnet man seit dem Mittelalter einen rauchfrei beheizten Raum. Erst der Kachelofen machte den Raum zur Stube. Wärme und Komfort sind ihre Merkmale. Die Räume wurden privat oder öffentlich genutzt, wichtig war der Repräsentationsanspruch, wie die Historischen Zimmer im Landesmuseum klar belegen. Stuben waren Schlaf- oder Wohnzimmer, Trinkstuben, Empfangs- oder Arbeitsräume. Im ausgehenden 19. Jahrhundert diente die Stube vor allem der familiären Repräsentation. Als gute Stube war sie besser ausgestattet als die anderen Räume. Mit dem Mobiliar eiferte man dem Wohnvorbild gehobener Kreise nach, was teilweise zu grotesken räumlichen Verhältnissen führen konnte. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich die Stube zum privaten Familienraum, in den die Aussenwelt ab den Fünfzigerjahren allenfalls durch den Fernseher einzudringen vermochte.

Eine weitere Veränderung zeigte sich nach 1968. Die Auflehnung gegen gesellschaftliche Normen schlug sich auch in der Einrichtung des Wohnzimmers nieder. Sie bestand nicht mehr aus der gutbürgerlichen Garnitur, sondern wurde aus unkonventionellen Einzelstücken zusammengesetzt. Aus der Stube als privatem Rückzugsort scheint heute wieder vermehrt der Multifunktionsraum von einst zu werden. Christina Sonderegger hat Kunstgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich studiert. Lizenziat über Hans Hilfiker. Seit 2005 Kuratorin für Möbel, Interieurs und Alltagskultur des 20. Jahrhunderts des Schweizerischen Nationalmuseums.

»Im 19. Jahrhundert dient die Stube der Repräsentation und weniger der Entspannung. Die Möbel im Stil der Neurenaissance eifern dem Wohnvorbild gehobener Kreise nach.

»Um 1970 prägen individualistische und unkonventionelle Möbel den Wohnraum. Er ist nicht mehr mit der gutbürgerlichen Garnitur, sondern mit Einzelstücken möbliert.

